16. Juli 1939 Nummer 161

In freier Stunde

Spiel mit der Erinnerung!

Roman von Hans-Eberhard von Besser

(6. Fortsetzung) (Nachdruck verboten.)

Der Zuschauerraum wurde dunkel, es hatte zum dritten Male geläutet, die Ouvertüre setzte ein.

„Fix aber!" rief der Spielleiter und drängte die Soubrette in die Kulisse zurück. „Bühne frei!"

Anne-Marie Rodeck fühlte ihr Herz schlagen, eine unbändige Freude erfüllte sie. Bestürzt und verwundert zugleich spürte sie den raschen Gang ihres Blutes. Hugo Mertens war gekommen, ihretwegen mußte er gekommen sein. Oder verbrachte er nur einen langweiligen Abend auf angenehme Weise? Vielleicht hatte er zufällig in der Stadt zu tun gehabt und — —

Der Vorhang rauschte empor.

Der Chor setzte ein, und das Orchester ließ die einschmeichelnden Weisen wundervoll weich erklingen.

Was galten der jungen Sängerin in dieser Sekunde noch die inneren Bedrückungen, unter denen sie alle die Tage gelitten? Was galt ihr der Schatten über Kindheit und Jugend, das Unglück des Vaters und der Weg zur Bühne, der bei einem kleinen Theater geendet war?

Hugo Mertens saß in der ersten Rangloge, er war gekommen!

Vorsichtig beugte sich Anne-Marie Rodeck vor, die Loge bekam einen Schimmer des Rampenlichtes ab. Deutlich erkannte sie den Mann, ganz wie damals saß er, die Hand leicht aufgestützt, in der Loge. Nun freute sie sich über die Rolle, sie lag ihr besonders gut. Welche Lust zu spielen und zu singen, erfüllte Anne-Marie auf einmal. Sie wollte spielen und singen, nur für ihn, nur für ihn.

Der Spielleiter trat hinter die Künstlerin, gab das Zeichen, sie trat einige Schritte vor, die Helle des Lichtes hüllte sie ein, die bunte Seide ihres rauschenden Kleides leuchtete auf, die gelben Mimosen hoben sich heller vom dunklen Haar der Perrücke ab. Graziös entfaltete die kleine, zierliche Geisha ihren Fächer und hielt ihn mit anmutiger Bewegung hinter dem leicht zurückgebogenen Kopf.

„O, sing, du kleine Geisha ..."

Ein rascher Blick zu dem Manne in der Loge empor — trotz der schwarzen Perrücke würde er sie gewiß erkannt haben. Der Zettel mußte es ihm ja auch verraten haben, die kleine Japanerin war Anne-Marie Rodeck.

Noch nie hatte das Publikum so offenkundig Beifall gespendet. Anne-Marie Rodeck riß alle mit, ihre Kollegen, das Orchester, den Dirigenten. Sie fühlte sich gleichsam auf klingenden Wogen getragen; sie sang und spielte für Hugo Mertens.

Der erste Akt ging zu Ende, der Beifall rauschte beim Sinken des Vorhanges wieder und wieder auf. Anne-Marie trat in die kleine Kulisse, da stand Louis Beier und reichte ihr einen Strauß herrlicher, zartfarbiger Orchideen.

„Soeben abgegeben worden. Verdienen Sie gar nicht, unzufriedenes Geschöpf. Aber spielen können Sie, daß muß ich sagen."

Die Worte gingen unter im Beifallssturm, der Vorhang hob sich wieder. Anne-Marie Rodeck trat auf die Bühne, die Blumen in der Hand. Sie hatte nicht auf die angeheftete Karte geblickt, wozu — der Strauß konnte ja nur von Doktor Mertens sein.

Mit klopfendem Herzen ging sie bis zum Rand der Bühne. Mit einem frohen Lächeln grüßte sie heimlich und dankend zu Mertens hinauf, der immer wieder klatschte und den Beifall anfeuerte.

Erhitzt und mit hämmernden Pulsen suchte die Schauspielerin ihre Garderobe auf. Im zweiten Akt hatte sie nicht sogleich aufzutreten, sie konnte sich jetzt eine Viertelstunde Ruhe gönnen. Beglückt barg sie das heiße Antlitz in den herrlichen Strauß und sog den Duft tief in die Lungen. Wie benommen stand sie eine Weile in dem kleinen, engen Garderobenraum. Endlich löste sie die Karte von dem Strauß: „Herzliche Grüße und nachher auf frohes Wiedersehen" las sie.

Behutsam löste das junge Mädchen eine Blüte aus dem Strauß, die größte und schönste, und steckte sie sich an.

Eine stumme Antwort an Doktor Mertens.

Louis Beier hatte recht. Sie war oft undankbar und haderte mit ihrem Geschick. Gerade heute war sie so niedergedrückt gewesen — da war Hugo Mertens erschienen.

Sie wollte nun wirklich dankbar sein und zufrieden mit dem, was ihr das Leben bot. Was nützte auch das Grübeln? Die Tragik, die durch den Brand der väterlichen Schuhfabrik über die Familie gekommen, ließ sich doch nicht mehr tilgen, und das ganze Unglück lag ja nun auch schon lange zurück.

„Wollen Sie denn hier langsam zur Ruhe gehen? Es ist höchste Zeit. Sie hören wohl nicht das Klingeln?"

Der Spielleiter riß die Tür auf und verschwand eiligst.

Rasch folgte ihm Anne-Marie Rodeck, der Glanz der Bühne, die weichen Klänge der Musik strömten ihr entgegen. Graziös glitt sie hinaus.

9. Kapitel.

„Ich fürchtete schon, Sie könnten etwas anderes vorhaben," begrüßte Doktor Mertens die Künstlerin und drückte ihr die Hand.

„Dann hätte ich mich schon frei gemacht, Herr Doktor."

„Das ist sehr lieb von Ihnen, daß Sie mir das sagen. Ich hatte hier gerade heute nachmittag eine Besorgung zu machen. Außerdem stand es natürlich fest, daß ich auf jeden Fall ins Theater gehen würde, wenn Sie spielten. Und siehe da, ich hatte Glück."

Mertens pfiff vergnügt vor sich hin, er intonierte den Geishawalzer.

Die Stammgäste der „Drei Berge" reckten die Hälse noch mehr, als das erstemal und steckten die Köpfe noch eifriger zusammen. Der Wirt riß noch geschäftiger die Tür zu dem kleinen Zimmer auf und verneigte sich beflissen.

„So, da wären wir angelangt," meinte Hugo Mertens mit leuchtenden Augen das junge Mädchen betrachtend. „Und nun können wir mal tüchtig schwatzen und uns einen angenehmen Abend leisten."

Lange ruhte sein Blick auf dem fein geschnittenen Gesicht des Mädchens, das die Augen zu ihm aufgeschlagen hatte und seinem forschenden Blick ruhig begegnete.

Karola Keding hat es mir sofort angesehen — dachte Mertens flüchtig — man merkt also, daß ich mein Herz verloren habe. Ja, ich liebe dieses reizende Geschöpf.

„Wie ist es Ihnen inzwischen ergangen?" begann er, sich zu einer gleichmütigen Unterhaltung zwingend.

„Erzählen Sie mir erst, wie es Ihnen ergangen ist," wich Anne-Marie Rodeck aus. „Haben Sie Ihre Schätze gut untergebracht und Ihren Onkel wohlauf getroffen? Er war gewiß erfreut, Sie nach so langer Zeit wiederzusehen."

Hugo Mertens nickte und berichtete launig über seinen Einzug auf dem Gut des Onkels.

Ich habe mein Herz verloren — ich liebe sie — das Spiel mit der Erinnerung ist heiliger Ernst geworden. So ging es ihm immer wieder durch den Sinn.

Die Gläser immer wieder füllend, sprach Mertens lebhaft auf Anne-Marie Rodeck ein. Sie lauschte glücklich seinen Worten, so selbstverständlich, so ungezwungen und natürlich berichtete er von allem.

„Nun müssen Sie mir aber auch einmal von sich erzählen, Fräulein Rodeck. Vertrauen gegen Vertrauen. Sie spielten heute so wundervoll, natürlich sind sie mit Leib und Seele Künstlerin."

Nachdenklich schaute die Sängerin an dem Manne vorbei.

„Ich bin ganz gern bei der Bühne, das heißt, ich tue meine Pflicht und bin auch bei der Sache, wenn es darauf ankommt. Doch — wie soll ich sagen — ich wäre unter Umständen nicht Operettensängerin geworden. Ich habe Schweres in meiner Jugend durchgemacht und ging zur Bühne, weil ich eine hübsche Stimme hatte. Ursprünglich wollte ich nur Konzertsängerin oder Opernkraft werden. Es stellte sich jedoch heraus, daß ich keine allzugroße Stimme hatte."

Der Klang der Worte berührte Mertens eigentümlich. Anne-Marie Rodeck hatte entschieden Schweres erlebt. Wie ernst sie aussah. Zugleich erfüllte eine leise Freude den Mann, es konnte ihr nicht schwer fallen, der Bühne den Rücken zu kehren.

Unter dem fragenden Blick des Mädchens wurde Doktor Mertens verlegen. Er wechselte rasch das Thema, als könne sie ihm seine heimlichen Gedanken von der Stirn ablesen.

Nun hatte die kleine Sängerin wieder jenen seltsamen verlorenen Ausdruck in den Augen, den er schon bemerkt hatte, als er das erstemal mit ihr über das Theater sprach. Anne-Marie Rodeck litt zweifellos unter ihren augenblicklichen Lebensverhältnissen.

Gerade überlegte Mertens, wie er vorsichtig und, ohne taktlos zu erscheinen, Näheres von dem Mädchen erfahren konnte — da zuckte er wie unter einem Peitschenschlag zusammen.

„Hier bleibe ich nicht, ich will dort hinein, in das kleine Zimmer. Ich möchte einzeln speisen."

Unruhig drehte Mertens den Kopf nach der Tür. Kannte er die Stimme nicht — — war das nicht?

„Wir bekommen Zuwachs!" scherzte Anne-Marie Rodeck und betrachtete Mertens belustigt. Er machte ein zu entsetztes Gesicht, doch man konnte schließlich nicht verlangen, das kleine Zimmer, in dem noch zwei Tische standen, allein für sich zu haben.

Die Stimme des Wirtes mischte sich jetzt ein.

„Es tut mir sehr leid, meine Dame, das Zimmer ist für den heutigen Abend anderweitig vergeben, daran kann ich nichts ändern."

„Was soll das heißen? Ich möchte sehen, ob ich nicht dort speisen kann, old friend . . "

„So beruhigen Sie sich doch, meine Dame, es kann Ihnen auf Ihrem Zimmer serviert werden, ich werde sofort — —"

Mertens war aschgrau geworden.

Eine Täuschung war nicht möglich — Daisy Burton war erschienen. Die aufdringliche, eigensinnige Amerikanerin, die er mit Höflichkeit und List in Hamburg zurückgelassen hatte, sie mußte seiner Spur gefolgt sein.

„Was ist Ihnen, Herr Doktor? Aergern Sie sich doch nicht, die aufgeregte Dame wird essen und dann gehen sie will scheinbar im Hotel übernachten. Es ist wohl eine Ausländerin — man hört es an der Aussprache."

„Ich werde abschließen," erklärte Mertens schroff.

Ehe er sich jedoch erhoben hatte, wurde die Tür aufgestoßen, und Daisy Burton stürmte herein.

Der dicke Wirt breitete vergeblich die Arme aus. Wo blieb bei diesem empörenden Benehmen Anstand und Diskretion?

„Ah, welche Ueberraschung! Mister Mertens, ich bin erfreut, sehr erfreut."

Daisy Burton schlug die Lederhandschuhe klatschend zusammen, spöttisch stand sie in ihrem extravaganten Autodreß vor Mertens.

Der Gelehrte runzelte die Stirn.

Fassungslos starrte die Sängerin auf die rotblonde Amerikanerin, dann ging ihr Blick zu Mertens hinüber.

„Wir sind gerade im Aufbruch," erklärte Mertens, „darf ich im übrigen vorstellen — Fräulein Anne-Marie Rodeck — Miß Daisy Burton."

Hugo Mertens schoß das Blut in den Kopf; denn Daisy Burton musterte die Künstlerin mit einem eisigen Blick.

„Sie wollen bereits gehen? Das tut mir leid, Herr Doktor, ich hätte mich gefreut, mit Ihnen zu plaudern. Wir hätten bestimmt eine angenehme Stunde verbracht, so wie auf dem Schiff und neulich im Astoriahotel."

Mit kühler Höflichkeit bedauerte Mertens, half

Anne-Marie Rodeck in ihren Mantel und verneigte sich kurz vor der Amerikanerin.

Der Wirt drängte sich an ihn heran.

„Herr Doktor, ich kann wirklich nichts dafür, was in meinen Kräften stand, habe ich getan. Diese Dame ist ja im höchsten Grade nervös."

„Schon gut," winkte der Gelehrte ab, zahlte und trat mit der Sängerin auf den schlafenden Ring hinaus.

„Schade, daß unser Abend so gestört wurde, es hätte jedoch keinen Zweck mehr gehabt, länger zu bleiben. Miß Burton, die ich an Bord während der Ueberfahrt kennen gelernt habe, redet den ganzen Abend allein, und es ist wenig erquicklich, mit ihr zusammen zu sein."

„Sie hätten sich um meinetwillen nicht stören lassen sollen, Herr Doktor. Vielleicht wären Sie doch geblieben. Gehen Sie doch ruhig nachher zurück, warum sollen sie sich den Abend verderben lassen. Gemeinsame Erinnerungen an die Seereise sind doch sehr unterhaltsam."

Mertens erwiderte nichts.

(Fortsetzung folgt)

Das verschwundene Dokument

Von Th. Ericsson

Ich hatte in dem Büro der Firma Merrill & Co., Export und Import, wo ich arbeitete, in Gegenwart des Buchhalters eine Abschrift eines wichtigen Dokumentes gemacht, die mein Chef mir am Morgen aufgetragen hatte.

„Verwahren Sie mir das Dokument gut," hatte Direktor Merrill gesagt, als er es mir aushändigte, „wie Sie wissen, bin ich dabei, eine neue Bank zu gründen und komme erst spät wieder in das Büro. Wenn Sie das Dokument abgeschrieben haben, legen Sie es nicht auf meinen Tisch, sondern behalten Sie es bei sich, bis ich da bin und es einschließen kann."

Als ich in mein kleines Zimmer zurückkehrte, das ich als Sekretärin des Chefs für mich allein hatte, verschloß ich das wichtige Papier in meinem Schreibtisch, und zum Mittagessen nahm ich es mit. Am späten Nachmittag kam mein Chef zu mir.

„Nun ist die Bank gegründet. Alles ging nach Wunsch."

„Sie gründen jeden Tag etwas Neues, Herr Merrill", sagte ich. „Was wird nun das nächste sein?"

„Vielleicht eine Spinnerei oder Weberei", lachte mein Chef gut gelaunt.

„Hier ist das wichtige Dokument", sagte ich und übergab es Herrn Merrill. Er nahm es an sich und ebenso die Abschrift, die ich gemacht hatte. Dann ging er.

Am nächsten Tage surrte mein Telephon ungeduldig. „Kommen Sie bitte mit dem Dokument und der Abschrift zu mir, Fräulein Ewald", sagte Direktor Merrill. „Ich möchte es fortschließen, ehe ich gehe."

„Mit welchem Dokument?" antwortete ich.

„Mit dem, das Sie abgeschrieben haben!"

„Aber das übergab ich Ihnen doch schon gestern", sagte ich völlig verwirrt.

„Ja, ich erinnere mich, ich hatte es in der Hand, als ich bei Ihnen stand, aber ich muß es dann doch nicht mitgenommen haben, denn es ist nicht hier bei mir."

Das war ja reizend. Nun hatte der Direktor das Dokument irgendwo liegen lassen, und es war natürlich meine Schuld, wenn es fort war. Ich machte mich also auf die Suche. Zuerst bei dem Verkaufschef, wo, wie ich wußte, Herr Merrill gestern von mir aus hingegangen war.

„Ja, der Herr Direktor hatte es in der Hand, das weiß ich, aber bei mir ist es nicht."

Ich durchsuchte das ganze Büro, ohne es zu finden. Schließlich ging ich in das Zimmer des Chefs.

„Aber ich bat Sie doch, gut auf das Papier achtzugeben", meinte er vorwurfsvoll, als ich mich an das Suchen bei ihm machte.

„Das tat ich auch, ich nahm es sogar mit zum Mittagessen, aber es muß sich ja finden, Herr Direktor."

Geschäftszeit war bis 6 Uhr, trotzdem saß ich oft viel länger, diesen Tag beschloß ich solange zu bleiben, bis sich das Dokument, das so wichtig war, wieder einfand.

„Nun können Sie einmal zeigen, ob Sie Anlage zum Detektiv haben!" scherzte der Buchhalter, als ich bei ihm suchte. „Vielleicht ist es gestohlen worden!"

„Hier gibt es niemand, der Interesse daran haben könnte."

„Sagen Sie das nicht", meinte der alte Buchhalter. „Kaum unter dem Personal bei uns, aber glauben Sie, daß alle Menschen, die den Chef hier aufsuchen, seine Freunde sind?"

„Nein, gewiß nicht, aber wem könnte das Dokument von Nutzen sein?"

Ich ging nun aber doch zu Hanson, unserem Laufburschen, der meistens wußte, wer bei uns am Tage aus- und eingegangen war. „Erst kam der neue Direktor der neuen Bank", sagte Hanson. „Dann der Schiffsreeder Holm, und schließlich war Architekt Sjöholm beim Chef."

Ich wußte, daß der Chef sich eine schöne Villa von dem Architekten bauen ließ. So rief ich ihn an und fragte, ob er versehentlich mit seinen Zeichnungen das Dokument eingesteckt habe. Nein — er habe nichts außer seinen eigenen Papieren, war die Antwort. Aber er besinne sich, daß auf dem Terminkalender ein großes, weißes Dokument gelegen habe, als er bei Herrn Merrill gewesen sei. „War nach dem Architekten noch jemand bei dem Chef?" fragte ich Hanson.

„Doch — direkt hinterher kamen die Frauen", sagte Hanson. „Ich habe sie mir genau angesehen, denn so etwas sah ich noch niemals aus der Nähe, nur im Film."

„Wieso?"

Ich erfuhr dann, daß die beiden Besucherinnen zwei Amerikanerinnen waren, bekannte Schauspielerinnen, die zurzeit in Göteburg gastierten.

„Denen kann man alles mögliche zutrauen", sagte der Buchhalter, als ich ihm von meinen Erkundigungen berichtete. „Besonders die Blonde sah so aus, als führe sie etwas im Schilde, ich sah sie hier durchgehen."

Als schließlich alle Kollegen gegangen waren, untersuchte ich noch einmal das ganze Büro. Nichts fand sich.

Schließlich setzte ich mich in mein Zimmer, und kurz darauf ging mein Telephon.

„Ist das Dokument da?" fragte der Chef. Und als ich berichtete, daß ich nichts finden könne: „Ich komme sofort."

Ein paar Minuten später saß ich ihm gegenüber in seinem Zimmer.

„So — als ich mit dem Verkaufschef sprach, hatte ich es noch", sagte er nachdenklich.

Dann öffnete er den Geldschrank — nein, er hatte es nicht hineingelegt. Wir suchten zusammen seinen Schreibtisch ab — es fand sich nicht.

„Der Architekt sagte mir, es habe auf dem Schreibtisch gelegen, als er hier war", bemerkte ich. „Und Hanson erzählte mir, nachher seien zwei Damen bei Ihnen gewesen."

Herr Merrill sah mich scharf an. Dann zog er die Augenbrauen hoch: „Als die Damen hier waren, ging ich einen Augenblick hinaus und telephonierte vom Nebenzimmer aus", sagte er langsam. „Nun weiß ich also, wo das Dokument ist! Das wird mich ja allerhand kosten, es zurückzubekommen."

Verärgert ging er im Zimmer auf und ab.

„Aber —" sagte ich verwundert — „das Dokument war doch nicht dazu geeignet, zum Erpressen ausgenutzt zu werden."

„Vielleicht doch — ich möchte nicht gerne, daß alle Welt weiß, wie meine finanzielle Lage ist, und es stand alles über meine Transaktionen darin —."

Ich begriff.

„Ja, wer nicht aufpaßt, muß den Schaden tragen. Wir müssen bei den Damen anrufen und fragen, was das Dokument kostet — wollen Sie das bitte erledigen, Fräulein Ewald." Damit ging Direktor Merrill aus dem Zimmer.

Ich setzte mich in seinem Schreibtischstuhl. Wie sollte ich das nur anstellen? Es war doch unmöglich, zwei fremde Damen anzurufen und zu behaupten, sie haben ein Dokument gestohlen! Wir wußten das doch überhaupt nicht mit Bestimmtheit.

Zögernd nahm ich den Hörer auf, um ihn sofort wieder hinzulegen. Der Buchhalter hatte mir ja gesagt, er traue ihnen „alles mögliche" zu ... und trotzdem — ich war überzeugt davon, daß die Damen, die noch dazu kaum richtig schwedisch konnten, etwas mit den juristischen Paragraphen anzufangen wußten. (Hanson hatte mir erzählt, sie hätten nur gebrochen schwedisch gesprochen.)

Unbewußt begann ich den Terminkalender hin- und herzuschieben, richtig, darauf hatte ja das Dokument gelegen — — Aber ich hatte ja alles auf dem Schreibtisch schon mehrmals durchsucht. Trotzdem nahm ich nun jedes Papier einzeln aus dem Terminkalender — das Dokument war nicht dabei.

Auf dem Mahagonischreibtisch war ein dickes, grünes Löschblatt mit Reisstiften befestigt. Ich bemerkte, daß ein Reisstift an der unteren Kante nur lose aufgelegt war. Mechanisch strich ich über das dicke grüne Löschblatt. Ich fuhr zusammen, und meine Pulse hämmerten...

Direktor Merrill kam zurück.

„Na, haben Sie mit den Damen gesprochen?"

„Nein. Und die Damen haben das Dokument auch nicht. Ich habe es gefunden."

Er starrte mich an.

„Und wo, bitte?"

„Es liegt dort, wo Sie es wahrscheinlich selber versteckt haben, Herr Direktor", antwortete ich.

Ich löste den nur aufgelegten Reisstift und zog unter dem Löschpapier das Dokument sowie meine Abschrift hervor.

Direktor Merrill war sehr verlegen. Es war das erste- und letztemal, daß ich ihn so verlegen gesehen habe.

„Ach, ich schob es darunter, ehe ich aus dem Büro ging, als die Damen hier waren", sagte er.

„Wie gut, daß ich nicht die Damen anrief", meinte ich.

Als ich endlich heimging, war die Uhr zehn...

(Aus dem Schwedischen von Karin Reitz-Grundmann.)

Die Schwalben

Skizze von Ernst Dörr

Als ich eines Morgens um 5 Uhr erwachte, flatterte ein dunkler Gegenstand unter der Zimmerdecke umher. Zuerst glaubte ich, es sei eine Fledermaus, dann aber entdeckte ich eine Schwalbe in diesem noch schüchtern umherflatternden Etwas. Sie mußte also durch das während der Nacht offen gebliebene Fenster hereingekommen sein.

Dieser heimliche Morgenbesuch war nur der Anfang. Das muntere Tierchen besuchte mich im Laufe des Tages noch unzählige Male, bis sich in diesem Verkehr eine gewisse Vertraulichkeit entwickelt hatte. Aus dem Flattern unter der Zimmerdecke wurde ein vorsichtiges Platznehmen auf der Gardinenstange, und schließlich setzte sich die Schwalbe keck auf die Lampenglocke. Mit Vorliebe aber saß sie auf dem Gardinenhalter und begann, die Wandbekleidung auf ihre Haltbarkeit zu untersuchen. Da die Tapete weniger Widerstand entwickelte als ihre Angreiferin, gab sie schließlich nach und riß an der Stelle.

„Das arme Tierchen wird dort Würmer suchen wollen, es hat auch gewiß Hunger!" dachte ich. Aber Würmer saßen dort noch nicht, denn unser Haus war noch neu. Ich beschloß, dem Tierchen Brotkrumen in einer Kiste auf das Fensterbrett zu stellen. Die Schwalbe erkannte das ihr entgegengebrachte Wohlwollen auch dankbar an, aber ihre Tätigkeit an der Wand gab sie darum nicht auf, im Gegenteil, sie bearbeitete die Wand intensiver als sonst. Da aber das Herumhüpfen wirklich sehr spaßig aussah, ließ ich sie gewähren.

Wir wurden nun täglich verliebter ineinander und unser keusches Verhältnis bildete die einzige Heimlichkeit meines Zimmers, die ich vor den nie kritiklosen Augen meiner Wirtin ängstlich verbarg. Bis sie es eines Nachmittags doch entdeckte. Und das kam so: Meine Wirtin zeigte, als sie den Kaffee brachte, mit spitzem Finger auf einen grauweißen Fleck, der friedlich an der Lampenglocke klebte, und fragte:

„Sie haben wohl einen Vogel? "

Der tägliche Aufenthalt meiner kleinen Freundin hatte begreiflicherweise in meinem Zimmer sichtbare Spuren hinterlassen, Spuren, um deren Vertilgung ich stets eifrig bemüht gewesen war. Die Lampenglocke aber war mir nie eingefallen. Trotzdem tat ich empört: „Einen Vogel? Ich? Erlauben Sie mal — — —!"

„Ja", verbesserte sie sich schnell, „ich meine, hier im Zimmer!"

„Das ist ausgeschlossen!"

„Seh'n Sie doch selbst! Hier — —! Er wird zum Fenster hereingekommen sein. Dann darf das Fenster eben nicht mehr so lange offen bleiben, man kann sich doch seine Möbel nicht beschmutzen lassen?"

Ich wagte gegen diese Entscheidung nichts einzuwenden. Aber — wie zum Hohn setzte sich gerade jetzt die Schwalbe auf den Fensterflügel und zwitscherte so übermütig, wie sie überhaupt nur konnte. Meine Wirtin wurde die Empörung selber. „Da!" rief sie, „da haben wir's ja! Dort steht auch eine Futterkiste! Und Sie behaupten ahnungslos zu sein?" Sie maß mich mit einem vernichtenden Blick. „Das geht zu weit! Das verbitte ich mir!"

Entrüstet trat sie an das Fenster, verscheuchte das Tier und schloß den Flügel mit einem energischen Ruck. Die Futterkiste war mit einem schwachen Widerhall auf den Steinfließen des Hofes gelandet. Die beschädigte Tapete hatte sie zum Glück noch nicht entdeckt. Sonst — ? na — — —! Aber das Vogelfutter war fort. Arme Schwalbe.

Um wahre Liebe soll man kämpfen. Als ich die Schritte meiner Wirtin in der Unendlichkeit des Korridors verhallen hörte, öffnete ich wieder das Fenster. Im nächsten Augenblick kam meine Schwalbe. Die vorübergehende Aussperrung schien sie mir nicht übel genommen zu haben. Sie trug dieses Mal einen dunklen Klumpen im Schnabel, flog damit auf den Gardinenhalter und klebte ihn an die von Tapete entblößte Wand. Sieh', da saß er. Ehe ich mich von meinem Erstaunen erholen konnte, war die Schwalbe schon wiedergekommen, drückte einen neuen Klumpen neben den ersten, und so ging es weiter, bis — ein richtiger Halbkreis an der Decke hing. Du lieber Himmel, wohin sollte das führen, wenn das so weiterging? Was mochte die Schwalbe damit bezwecken? Ich überlegte. Geometrische Figuren? Nein! Davon verstand sie auch nichts. Der graue Streifen an der Wand verbreiterte sich zusehends. Auf einmal wußte ich es. Ein Nest! Ein Nest — ausgerechnet in meinem Zimmer. Das war der Gipfel der Freude.

Gegen Abend war das Nest fertig und völlig ausgepolstert. Die Schwalbe richtete sich mit einer Selbstverständlichkeit bei mir ein, die mir Hochachtung abnötigte. Sie sah auch gar nicht danach aus, als ob sie ihr Quartier freiwillig wieder aufgeben wollte. Aber meine Wirtin —? Entdeckte sie beim Hereinbringen des Essens das Nest, dann fiel es ihrer Sauberkeitswut zum Opfer, und die Schwalbe war heimatlos. Nicht nur sie allein, denn inzwischen hatte sich auch das Männchen eingestellt.

Da gebrauchte ich eine List. Ich zog mich zum Ausgehen an, schloß dann ganz gegen die sonstige Gewohnheit meine Zimmertür vorsichtig ab und sagte meiner Wirtin so im Vorbeigehen, daß ich zum Abendessen nicht da sei.

„Haben Sie auch die Fenster geschlossen?" fragte sie mit leisem Grollen.

„Selbstverständlich!" log ich. Dann bummelte ich durch die Lokale und opferte den Rest meiner Barschaft für eine Flasche Wein, die ich auf das Wohl meiner Lieblinge leer trank. Nachts um zwölf stand ich mit etwas verschobenem Hute wieder vor dem Spiegel meines Zimmers. Die beiden Schwalben saßen in ihrem Nest, nickten mir ein paarmal freundlich zu und steckten dann wieder die Köpfe in die Federn.

Am nächsten Morgen entlud sich das Gewitter. Als ich schwere Schritte vor meiner Tür hörte, schloß ich das Fenster vorsichtshalber, weil ich glaubte, die beiden Schwalben seien ausgeflogen. Es klopfte, meine Wirtin brachte das Frühstück. Sie war mit ihrem Tablett schon beinahe am Tisch, da entdeckte sie das Nest über dem Fenster. Sie stieß einen Schrei der Empörung aus.

„Waaas? Ein Schwalbennest! In meinem Zimmer? Und — und — eine Schwalbe darin?" Auch ich sah hin. Tatsächlich, da saß die Schwalbe und guckte neugierig mit seitwärts gedrehtem Kopf aus dem winzigen Nestloche. Meine Wirtin vergaß in ihrer Fassungslosigkeit, das Frühstück hinzustellen. Dann brach es los:

„Bilden Sie sich etwa ein, ich habe an Vögel mitvermietet?"

Ich mußte ihr innerlich recht geben, das hatte sie wirklich nicht. War es nun der Schreck über die neue Erscheinung oder sonst etwas — die Schwalbe verließ ihr Nest und flatterte, da sie nicht hinauskonnte, ängstlich unter der Zimmerdecke umher. Wie es kam, ist bis heute noch nicht geklärt. Die kleinen Schwalbenbeinchen hatten sich auf einmal im Haarnetz meiner Wirtin verfangen, ich hörte einen gellenden Schrei, sah gestikulierende Arme in der Luft herumfuchteln und dann gab es einen dumpfen Krach.

Unten auf dem Fußboden bildeten Tee, ausgelaufenes Eidotter, Brotscheiben und die Scherben der Teetasse ein friedliches Stilleben. Meine Wirtin rang nach Luft. „Das Nest muß herunter!" schrie sie dann.

„Das dürfen Sie nicht!" antwortete ich, „die Schwalbe hat hier Heimatrecht erworben!"

Sie sah mich zweiflerisch an: „Fällt das auch unter das Wohnungsgesetz?"

„Unbedingt!"

„Ganz gleich, das Nest muß herunter!"

„Aber Frau Müller — warten Sie doch mal — —"

Ich schob einen Stuhl an das Fenster, stieg hinauf und sagte, in das Nest sehend: „Frau Müller, es sind Eier darin!" Das war tatsächlich der Fall.

Mit der Frau ging eine Wandlung vor. Sie faltete die Hände, blickte mich verklärt an und sagte leise: „Eier darin — und dann kommen junge Schwalben — das bringt Glück!" Und im letzten schwachen Zusammenraffen ihrer Würde setzte sie hinzu: „Aber, daß alles sauber bleibt, dafür müssen Sie sorgen! "

Das versprach ich. Die Schwalbe hatte sich gegenüber der Autorität meiner Wirtin durchgesetzt. Jetzt brütet sie ungestört, und wenn mein neuer Brutkalender richtig ist, dann hat sie in drei Wochen Junge.